

Illustriertes Sonntags-Blatt



Beilage zur
„Idsteiner Zeitung“.
 Verlag von Georg Grandpierre, Idstein.

Vier Könige.

Roman von A. Gaber.

(Fortsetzung.)

beiden Freunde und Schicksals-
 gefährten saßen mit Sam Diggs
 auf der Gartenterrasse und
 rauchten. Einige deutsche Zei-
 ungen lagen vor ihnen, aus
 welchen Nachrichten aus der
 Schöpft hatten. Auf welche Weise
 Diggs in Besitz derselben gesetzt

hatte, war ihnen unerfindlich. Allerdings
 waren die Blätter schon mehrere Wochen
 alt, aber die Berichte, die sie brachten,
 machten es den jungen Leuten nicht schwer,
 Schlüsse über die Kriegslage zu ziehen, die,
 wie sie mit Recht annahmen, sich in
 Deutschland noch günstiger gestaltet hatte,
 als es die vor ihnen liegenden Zeitungen
 erkennen ließen.

Jetzt besprachen sie eifrig und mit leisem
 Humor den von England offen zur Schau
 getragenen Aushungerungsplan.

„Es wäre wirklich schade,“ sagte Sam

Diggs, „wenn Deutschland durch eine Not-
 lage gezwungen wäre, sich zu Friedensbe-
 dingungen zu verstehen, die den von ihm
 gebrachten Opfern nicht entsprechen. Aber
 seine Getreidevorräte werden kaum bis zur
 nächsten Ernte ausreichen. Deutschland hat
 kurz vor Ausbruch des Krieges noch eine
 reiche Ausfuhr an Getreide ins Ausland
 geleistet. Jetzt zeigen sich die fatalen
 Folgen. Hätten sie damals schon mit der
 Möglichkeit eines Weltkrieges gerechnet,
 so würden sie wohl vorsichtiger gewesen
 sein.“



Vom östlichen Kriegsschauplatz.
 Von deutschen Truppen durchbrochene Barricade auf einer Landstraße hinter Jaroslau.



Eberhard Viers ließ die Äsche seiner Savanna langsam in den Becher gleiten.

„Wenn das Getreide knapp wird, so müssen die deutschen Hausfrauen selber einen freiwilligen Heimkrieg führen,“ sagte er. „Unsere deutschen Frauen verstehen das Sparen aus dem H. Was meine Mutter zum Beispiel an Stelle des mangelnden Weizenmehls im Hause verwenden würde, das weiß ich nicht. Aber das eine weiß ich bestimmt, das Mittagessen wird immer gleich schmackhaft bestellt sein. Wir haben ja eine reiche Auswahl in allen möglichen Dingen.“

„Ist die deutsche Erde so fruchtbar?“ fragte Sam Diggs erstaunt.

„Ja, unser deutsches Land ist fruchtbar,“ erwiderte Eberhard voll Stolz. „Aber darin liegt nicht allein der Wert. Die Hauptsache liegt meines Erachtens in der praktischen Verwertung der Erzeugnisse, in dem klugen Sinn der deutschen Hausfrau, die jedes Produkt der heimatischen Erde nutzbringend zu verwenden versteht.“

„Ja, die deutschen Frauen sind praktisch,“ bemerkte jetzt auch Hans Richter in seiner schnellen, sprudelnden Weise. „Ich würde niemals ein anderes als ein deutsches Mädchen zur Gattin nehmen; selbst wenn ich die Wahl hätte zwischen Millionen und Armut. Der praktische Sinn ist ein Kapital, das laufend hohe Zinsen abwirft.“

„So müßten die Töchter unseres Landes von deutschen Frauen erzogen werden, um sich deren Vorzüge anzueignen?“ fragte Sam Diggs, und ein feines Lächeln huschte um seine Lippen. „Ihre geistigen Kenntnisse schöpfen sie ja schon längst aus dem Brunnen der deutschen Gelehrsamkeit.“

Eberhard Viers hatte mit leisem Unbehagen den Worten des Freundes zugehört. Jetzt sagte er schnell:

„Es wird ja auch unter den Töchtern Ihres Landes Frauen geben, die mit weiser Umsicht einen Haushalt zu führen verstehen, Mr. Diggs.“

„Das will ich wissen!“ rief dieser und schlug mit der gebräunten Hand auf den Schenkel.

Ein bronzefarbener Diener trat näher und reichte seinem Herrn auf silbernem Tablett einige Telegramme. Mr. Diggs griff danach und überflog deren Inhalt.

„Ah — Mr. Richter, Lanston Brothers nehmen das Angebot an. Wir wollen so gleich das Nötigste veranlassen. Kommen Sie.“ Er erhob sich. „Mr. Viers,“ wandte er sich an Eberhard, der ebenfalls aufgesprungen war, „Sie haben wohl die Liebenswürdigkeit, meiner Tochter zu melden, daß ich erst in einer Stunde wiederkehre. Sie werden Maud im Garten finden.“

Eberhard verneigte sich zustimmend.

Wie süß die Blumen im Garten dufteten! Die verschwenderische Pracht der Tropen schien hier auf dem Zenith ihres Könnens zu stehen. Von kundiger Gärtnershand gezüchtet, vereinte sich die Ueppigkeit des Südens mit der Lieblichkeit der Vegetation fremder Erdstriche. Hundertfältige Farben flammten aus weitgeöffneten Blumenkelchen, die aus dem grünen Bett des Rasens hervorquollen und sich mit schlingendem Gerank um die Stämme der Palmen legten. Ein schmaler Pfad führte in das Dämmern dieser Wildnis

hinein, in den Park, der seine romantische, urwaldartige Schönheit beibehalten hatte, obwohl man überall die schaffende Hand des Gärtners erkannte. In verschiedenen Stellen war das Schlingengewächs ausgerodet und aus weißem Korbgeflecht eine Ruhebank errichtet worden.

Auf einer der Bänke saß Eberhard die schöne Maud sitzen.

Noch niemals war ihm das Erdhafte, sinnlich-schöne dieses schlanken Mädchens so zum Bewußtsein gekommen als jetzt, da sie inmitten der höchsten Erdenpracht thronte wie eine Königin, von deren Schönheit alles Schöne ringsum ein schwacher Abglanz ist. Ihre dunklen Augen, die groß und sehnsüchtig glänzend in dem jetzt fast weiß schimmernden Antlitz standen, brannten zu ihm herüber in verzehrendem Feuer, und der leuchtend rote Mund glühte wie eine süße Frucht, die des Wanderers harzt, den sie erquiden soll.

„Zauberin,“ dachte er im Näher-schreiten. Und dabei fiel ihm sein Bruder Theo plötzlich ein, dieser zartnervige, feinfühligste Mann, dem es höchster Genuß war, wenn er sich über die Schwere des sinnlichen Lebens emporheben konnte zu reinen, unirdischen Freuden. Er, der Arzt, an dem das rein Körperliche, selbst in der lockendsten Gestalt keine Begeisterung entflammte, weil er täglich die Vergänglichkeit und Nichtigkeit solcher Schönheit sah. Würde Theo an der Seite dieser Frau glücklich werden, und würde er sie glücklich machen können?

Er folgte dem Wink ihrer Hand, die ihn zum Sitzen einlud. Eine Weile saß er stumm neben ihr und lauschte auf die Stimmen des Urwaldes, die von fern herüberlöhnten; dem Kreischen der Papageien, dem Geschrei der Affen, dem gurrenden Lachen der Waldbauben. Dann — wie mit einem Schlage, war alles still. Vielleicht nahte sich auf schleichenden Sohlen ein Raubtier, das nach Beute suchte — — — — —

Er meinte, das Herz der Natur angstvoll klopfen zu hören, und wußte doch, daß es sein eignes, stürmisches Herz war, das so schlug.

Die Nähe des schönen Mädchens be-räuschte ihn, nahm ihn ganz gefangen. Und er dachte in Lust und Qual zugleich: „Das ist ein Augenblick, der niemals wiederkehrt, nie wiederkehren darf. Denn sie gehört ja meinem Bruder Theo.“

„Erzählen Sie mir von Ihrer Heimat,“ bat sie leise. Er küßte die Wärme ihrer Hand, die dicht neben der seinen ruhte.

Er sah sie mit stummer Frage an. Was sollte er ihr erzählen? Von den Tannen- und Buchenwäldern daheim, von wogenden Kornfeldern und zartgefarbten Wiesen mit kleinen Blumen darauf? Von den Bergen, deren Spitze man in wenigen Stunden erklimmen hatte? Von den ruhigen Spiegeln der Seen? Ah, das war doch alles matt und farblos gegen die Pracht, die hier um sie war, die von ihr auszugehen schien, als sei sie ein Teil ihres Selbst.

„Was kann ich Ihnen erzählen?“ fragte er traurig. „Meine Heimat ist arm, wie ich —“

Ein Leuchten glomm in ihren Augen auf.

„Sie sind reich. Wer eine Mutter hat,

der ist reich wie ein König. Erzählen Sie mir von Ihrer Mutter, der Frau.“

Er sah sie fassungslos an. Vorhin dem Gespräch gelauscht, Sam Diggs auf der Terrasse ge-

„Meine Mutter ist praktisch, weil sie sich stets mit Wenigem mußte,“ sagte er. „Wo sich die Zungen hungrig toben, da hat Mutter das Sparen. Sie ist eine blonde Frau, zart und mild, die Sorgen um ihre vier Jungen, sämtlich das heimatische Nest haben.“

„Blond ist sie,“ sagte Maud. „Und sie hat blaue Augen?“

„Ihre Augen sind blau wie Blumen, die in unseren heimatlichen Wiesen wachsen.“

„Ich möchte diese kleinen Augen mal sehen,“ sagte Maud mit brechender Leidenschaft. „Ich habe blauen Augen Ihrer Mutter sehen.“

„Blondes Haar. Einen deutschen möchte ich erleben, wo die Spiegel werden, zu gläsernen über die man hingeleitet auf meine Stahlschuhen — und dann ins zurückkehren, frosterstarrt, und neue Wärme suchen!“ Sie hatte ergriffen und preßte sie fest in viel rotes Blut opfert für die fruchtbare Erde! Diese herrlichen Männer, die den feindlichen die Brust bieten und dabei die Wärfstürmen, in den Tod!“

Die Begeisterung des schmerzlichen Schöpfes, das so voll Liebe im Matland war, packte Eberhard widerstehlicher Gewalt. Er niedersinken mögen und stehen mit mir in meine Heimat, in der selben — komm mit mir, Weib, damit ich dich der Mutter legen kann als die längstersehnte Tochter!“

Er biß die Zähne zusammen, durfte nicht sein. Um keinen das sein.

Und da wurde er grausam. „Miß Maud,“ sagte er spöttisch. „Ihr Bruder Theo ist kein Geld in der wie Sie es eben meinten. Er wird wohl kaum die Kränze lassen.“

Er sah, wie das Blut aus ihm wich, und wie sich eine trostige ihre Stirn zog.

„Ich weiß nicht, was Sie meinen,“ sagte sie eifrig. „Ich blühe. Es war einmal die blühen, daß ich einen deutschen Arzt meine der Theo Viers hieß. Ich hab' ihn ferat in eine Berliner Zeitung. Kann noch vor Ausbruch des Krieges ich erhielt eine große Menge. Es war ein törichter Streich auf Langweile eines mütterlosen Maud geboren. Hätte ich eine Mutter wie die Ihre, dann wäre ich anders gewesen bei mir. Dann besser erzogen worden, als ich.“

Unter den Antworten, die Inferat erhielt, befand sich von einer Dame herrührte.

nig. Er
er, der
los an
elauscht,
erasse ge
praktisch
Benigern
So sich
en, da
ie ist ein
o mild,
Jungen,
che Refe

gte Ma
gen?"
lau wie
eren
einen
d mit
Ich

utter se
deutsch
wo die
auf mess
dann im
und mi
ie hatte
fest in
Land, d
für sein
herrliche
ichen
dabei
Lod!"

des ich
iebe fin
Eberhard
Er h
o flehen
nat, in
mit m
Mutter
tersehn
zusamm
einen
draufam
er spö
eld in
ten. E
e Kran
aus ihm
trohige
ill. Se
was
Ich
die Bl
lzt heim
Ich h
Zeitun
Krieg
Kenge
Streich
erlosen
e Mutter!
höre
Danke
s ich
die ich
ich ein
e. Sie

aus ihm
trohige
ill. Se
was
Ich
die Bl
lzt heim
Ich h
Zeitun
Krieg
Kenge
Streich
erlosen
e Mutter!
höre
Danke
s ich
die ich
ich ein
e. Sie

aus ihm
trohige
ill. Se
was
Ich
die Bl
lzt heim
Ich h
Zeitun
Krieg
Kenge
Streich
erlosen
e Mutter!
höre
Danke
s ich
die ich
ich ein
e. Sie

"Maud!" stammelte er. "Ich liebe dich ja mehr als alles auf der Welt —" und er neigte seinen Mund ihren roten Lippen entgegen. Aber sie wich ihm aus.

"Nein, Eberhard. So darfst du nicht sagen. Es heißt doch: 'Deutschland, Deutschland über alles in der Welt.' Aber dann, nach deinem Vaterlande, da komme ich gleich an die Reihe, zusammen mit deiner Mutter."

"Mehr als sie!" rief er. "Maud, das kannst du ja gar nicht fassen, wie ich dich liebe!"

Sie schloß die Augen, sekundenlang. "Ah!" sagte sie im Tone tiefsten Glückes und reichte ihren Mund willig seinem Kusse hin.

Um sie her woben die Dämmerlichkeiten des Zauberwaldes. — — —

Sechzehn Flieger waren über dem Kanal gesichtet worden und hatten die englische Küste beschossen. Der Rittmeister von Vinski las den Damen den Bericht aus der Zeitung vor. "Nun, Fräulein Rose, schlägt Ihnen nicht das Herz dabei?" fragte er neckisch.

Rose strichte grade die "Jerse" ihres grauen Strumpfes und zählte die Nägelchen. Sie antwortete daher nur mit einem Kopfschütteln. Dann aber hob sie den Kopf und sagte: "Warum denn? Da war Molf nicht dabei. Er arbeitet lieber allein. Wenn der über den Kanal fliegt, dann geht es gleich bis London. Gebt mal acht: Wenn die Zeitungen melden, daß ein einzelner Flieger über Englands Hauptstadt gesichtet wurde, dann war das Molf Viers und kein anderer."

"Ueber London?" — "sagte der Rittmeister. "Fräulein Rose, Sie haben Phantasie. Nein, mein Kind, das wird wohl ein Ding der Unmöglichkeit bleiben. Bei so einer weiten Tour würde der Maschine Benzin und Atem ausgehen."

Rose lachte nun gleichfalls, aber sie schwieg. Märchenhafte Träume mochten in dem jungen Hirn ihr spukhaftes Wesen treiben, denn wenn sie die Augen einmal von ihrem Stridzeug hob, glänzten sie in einem seherischen Feuer.

(Fortsetzung folgt.)



Auf Patrouille.

Von Robert Heymann.



Herr Oberleutnant Salm auf Offizierspatrouille," lautete der Befehl.

Kerzengerade stand der Oberleutnant vor dem Korpskommandanten. Das Kommando war in einer halbverfallenen Hütte untergebracht, die die Geschicklichkeit und Erfindungsgabe einiger Reserveoffiziere halbwegs wohnlich gestaltet hatte. Karten und Skizzen bedeckten die Tische, die aus allem möglichen Material in Eile hergestellt waren.

Mehrere Generalstabsoffiziere saßen über die Karten gebeugt. Der Blick des

Oberleutnants, der nicht gleich beachtet wurde, verfolgte die roten und blauen Linien auf dem hellen Hintergrunde. Sie zogen sich bald wie Schlangen dahin, bald wie wellige Höhenzüge, bald wieder liefen sie schnurgerade und dieselbe Linie sah man gegenüber: Es waren die Stellungen von Freund und Feind, die sich in Schützengräben gegenüberlagen. Die Spitze des Korps hatte am vergangenen Tage den Kampf aufgenommen und sich sogleich eingegraben. Nun standen sich die Feinde gegenüber. Die schwere Artillerie hatte bereits ihre Stellungen eingenommen und am frühen Morgen das Duell begonnen, die Infanterie in den Gräben hatte mit Maschinengewehren eingegriffen. Ein Ansturm des Feindes war zurückgeschlagen worden.

Nun galt es, zu erfahren, welche Verstärkungen der Gegner heranzog, um vielleicht am nächsten Tage mit überlegenen Kräften die Schlacht zu beginnen.

Der Offizier las die Zahlen der Regimenter hinter den blauen Linien — das waren die deutschen Armeeteile, die der Korpskommandant augenblicklich zur Verfügung hatte. Da war jedes Glied der langgedehnten Front an seinem Platz: Die Regimenter und die Divisionen, die Batterien und die Flieger, die Munitions- und Proviantkolonnen, die Fernsprechanlagen und die Funkstationen, die Pioniere und die Arbeitskolonnen.

Ein Ordonnanzoffizier saß vor einer Schreibmaschine und arbeitete, als gälte es, einen Rekord im Wetschreiben aufzustellen. Nur einmal sah er von seinen Papieren auf und warf dem bekannten Reiteroffizier einen freundlichen Blick zu, dann ging es wieder weiter — tad — tad — tad — die Befehle mußten übertragen werden, damit man sie weitergeben konnte.

Die Tür ging auf und zu, zu und auf. Ordonnanzen mit Depeschen, Offiziere von der Front mit mündlichen und schriftlichen Meldungen.

Vom Nebenzimmer herein drang das Tuten — tutu der Telephone — man hörte sprechen — Offiziere kamen mit Meldungen, Befehle wurden gegeben, empfangen, und dann wieder die Stimmen in das Telefon.

Endlich sah der Kommandant auf. Er wollte dem Alanen persönlich seine Befehle geben.

"Sie müssen nach Südosten auflären, Herr Oberleutnant." Der Kommandant griff nach einer Karte und trat neben den Offizier, der, die Hand am Helm, unbeweglich stand. "Notieren Sie sich, bitte, diese Einzeichnung. Sie reiten über das Dorf, das unserer Schützengrabenlinie zunächst liegt, hinaus. Nehmen Sie Freiwillige mit. Der Ritt kann Sie in nächste Fühlung mit dem Feinde bringen. Unter sieben Mann dürfen Sie nicht mitnehmen. Sechs Mann von der Telefonabteilung werden Sie begleiten. Im Falle dringender Gefahr sofort telephonische Meldung erstatten. Sie haben mich verstanden, Herr Oberleutnant?"

"Zu Befehl, Herr General!"
Der Kommandant wandte sich um. Der Oberleutnant eilte hinaus. Ein Stabs-offizier hatte bereits dafür gesorgt, daß die

sechs Mann der Telephonabteilung bereitstanden.

Der Offizier kam zu seiner Truppe zurück.

„Sieben Freiwillige vor zu einem Patrouillenritt!“

Vierundzwanzig meldeten sich. Er suchte sich seine Leute aus.

Ein befreundeter Oberleutnant prüfte den Revolver nach.

„Sie nehmen mich doch mit, Herr Kamerad?“

„Aber mit Vergnügen! Haben Sie keine Aufgabe bekommen?“

„Nein. Der Oberst meinte, ich sollte mich mal ausschlafen, würde sonst noch zusammenklappen. Er hat ordentlich Angst vor den Herzneurosen, die bei unseren überanstrengten Leuten herumspuken. Bei mir hat's noch keine Gefahr.“

„Dann vorwärts!“

Der Ritt wurde angetreten. Die Leute mit dem Telephonapparat führten einen Handlarren mit sich.

Bald war der vorderste Schützengraben passiert. Dann kam noch eine Feldwache, hundert Meter vorgeschoben, mit einem Telephon am Baumstamm.

Hier wurde von den Telephonabteilungen die Verbindung hergestellt. Dann ging es weiter.



Französische Truppen auf dem Kirchhofe von Souchez, den sie nach heißen Kämpfen und schweren Verlusten aufgeben mußten.

Die Reiter voraus, die Soldaten mit dem Handlarren hinter her, ein Reiter bildete den Schluß.

Kein Wort wurde mehr gesprochen.

Der leise klingende Draht zog sich weites Feld.

Die feindlichen Schützengräben weit drüben in der rechten Flanke kam glücklich daran vorbei.

Die Patrouille hatte die Aufgabe, die einer Abteilung zufiel. Sie war eine sogenannte Lode, wie der Soldat Abteilungen gegen einen noch nicht festgestellten in der Flanke vorgehen müssen, Kundigungen einzuziehen. Irigens die feindliche Wache auf der Wache. Mühe los konnten sie die Reiter, deren Silhouetten sich scharf gegen die mondbeschienenen Felder abhoben.

Und hinter ihnen spann der Draht — ein Baum mußte dienen — dann ging es wieder und weiter lief der Draht, immer Spule rollend, die auf dem Handlarren lag.

Von Zeit zu Zeit gebot der Reiter Halt.

Er stand im Sattel auf und schaute nichts.

Tiefe Ruhe. Es war, als sich dunklen Felder ins Ungewisse hob und senkte sich die Erde in tiefen Atemzügen, bedeckt von Schleier der Nacht, die silberne zwischen den Wäldern spann.

Ein Wald wuchs auf, drohend und pechschwarz.

Man mußte hindurch. Das hier durchziehen, war nicht angenehm. Hörrohr wurde angehängt, der Apparat an einem Baum.

Die Soldaten von der Abteilung blieben zurück. Die Reiter, den finsternen Wald, Schritt für Schritt immer geradezu.

Wieder ging eine halbe Meile.

„Nennen Sie sich hier aus?“

Kamerad und faltete die Karte. Sattel auseinander.

„Ich finde mich zurecht,“

Oberleutnant. „In wenigen Minuten müssen wir an ein Kreuz kommen, dann führt ein Weg rechts hin.“



Vorposten am Eingang eines deutschen Schützengrabens vor Arras.

Des Landmanns Sonntagsblatt.

Allgemeine Zeitung
für Landwirtschaft, Gartenbau und Hauswirtschaft.

Beilage zur „Kleinen Zeitung“.

1915.

Jeder Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes wird gerichtlich verfolgt. (Gesetz vom 19. Juni 1901.)

Die Reblaus.

R. Rr. (Mit 6 Abbildungen.)

den Schädlingen, die den Weinbau schaden, ist die Reblaus einer der gefährlichsten. Man könnte sagen der gefährlichste, wenn er sich einmal eingenistet hat, durch vollständige Vernichtung der befallenen Reben zu beseitigen. Diese geschieht denn auch von Staats wegen unter Anwendung von Petroleum oder Kreosolseifenlösung. Der durchseuchte Boden wird mit Schwefelkohlenstoff behandelt, welcher als nach vier bis fünf Jahren im Weinbau benutzt.

Die Krankheit stammt aus Nordamerika. Sie wurde durch eingeführte Reben nach Deutschland verschleppt und hat dort im Süden Verheerungen angerichtet. Mehr als 10 Millionen Hektar Weinland war bereits im achtziger Jahre von diesen unheimlichen Parasiten befallen. In Deutschland 1887 gegen 80 ha Rebgelände verlor. Die Weiterverbreitung der Reblaus ist eine Folge der ausläufigen und des binnenländischen Verkehrs, sowie der Rebschulen und Überwachung lange eingedämmt.

Man ersieht es geboten, von Zeit zu Zeit eine Beschreibung dieses Schädlings zu veröffentlichen, um immer wieder auf dessen Beobachtung hinzuwirken. Auch die Bestrebungen, die Reblausgefahr durch Heranzucht reblausfester Unterlagen abzuwenden, dürfen nicht aus dem Auge verloren werden.

Die Reblauskrankheit macht sich zunächst an einem Rebenstängel bemerkbar, die nach und nach welken und im Ertrage zurückgehen. Geht die Erkrankung von Reben aus, so breitet sie sich ringsum nach allen Seiten weiter fort. Solcher Reblausherde ist es, daß an den dünneren, noch jungen Reben knotenförmige Anschwellungen (Gallen) auftreten, in deren Vertiefungen die Rebläuse als nicht ganz 1 mm

lange, gelbliche Tiere mit der Lupe erkennbar sind. An den tieferen Wurzeln rufen die Läuse oft pustelartige Erhöhungen hervor.

Diese wurzelbewohnenden Läuse sind Weibchen, die ohne Begattung je 30 bis 40 und mehr Eier legen, aus denen wieder solche Weibchen kommen, die nach wenigen Wochen wieder solche Eier legen — ein Kreislauf, der sich Jahre hindurch wiederholen kann. Die Nachkommenschaft eines Weibchens kann sich — ohne Zutritt von Männchen — in einem Sommer auf Millionen belaufen. Ihre Saugborsten bohren die Tiere in das Wurzelgewebe ein und saugen den Saft daraus. Gegen den Herbst entwickeln sich neben diesen Läusen schlankere Tiere, die sogenannten Nymphen, die mit Flügelstumpfen versehen sind. Aus diesen Nymphen, die aus der Erde am Stamme empor kriechen, entstehen durch Häutung geflügelte Tiere, die nun zu einem Dasein über der Erde bestimmt sind. Diese legen drei bis vier Eier ungleicher Größe an die Unterseite der Blätter, an die Knospen usw., vermögen sich überdies über größere Zwischenräume fortzubewegen. Aus den größeren Eiern schlüpfen weibliche, aus den kleineren männliche Tiere, beide ungeflügelt und ohne Saugrüssel, lediglich bestimmt, sich ohne weiteres dem Geschlecht der Begattung hinzugeben. Drei bis vier Tage nach der Paarung legen die Weibchen je ein einziges Ei unter abgelöste Rinde. Aus diesen Wintereiern schlüpfen im Frühjahr wieder ungeflügelte Weibchen, die sich entweder an die Blätter begeben und an deren Unterseite Gallen erzeugen, oder zur Wurzel hinabsteigen, um sich in der beschriebenen Weise fortzupflanzen. Auch die Nachkommen der Gallenläuse wandern zu den Wurzeln ab. Diese Blattgallen sind übrigens in Deutschland nur selten zu finden.

Es ist klar, daß ein Tier von solcher Fortpflanzungsfähigkeit, von solch versteckter Lebensweise unberechenbaren Schaden anrichten kann. Jeder Winger muß es daher als seine unbe-

dingte Pflicht betrachten, der Behörde bei ihren Abwehrmaßnahmen nach Kräften behilflich zu sein, damit dieser Rebschädling im deutschen Weinbaugebiete nicht weiter um sich greift, sondern mit allen Mitteln vertilgt wird. Der deutsche Weinbau, der sowieso schwer zu kämpfen hat, soll nach Möglichkeit von diesem verheerenden Gegner verschont bleiben.

Geler, Rheinisches Kraut, Latwerge.

Von P. Schlegel.

Wir werden in diesem Jahre weniger Obstwein herstellen als sonst, trotzdem die Trauben überall so gut geraten, daß es an Wein nicht fehlen wird. Das Obst werden wir vielmehr zu Mus, zum Trocknen und zu sonstigem Haushaltsbedarf verwenden. Manches wird uns das Obst ersetzen müssen, was in der Kriegszeit sehr teuer geworden oder überhaupt nicht zu haben ist.

Schon von Anfang August an sind die Falläpfel zu Geler zu verarbeiten. Die gesammelten Äpfel, alle Sorten durcheinander gemischt, werden, nachdem Stiel und Bügel entfernt wurden, geviertelt und mit der Schale mit wenig Wasser gerade weich gekocht. Man läßt den Saft durch eine Serviette ablaufen, ohne zu drücken. Zu je 500 g Saft tut man 500 g Zucker, es genügen aber bei den teuren Zuckerpreisen auch schon 300 g. Diese Saft- und Zuckermischung wird nun so lange gekocht, bis sich die Tropfen, welche vom Rührlöffel abfallen, lang ziehen. Dann wird das Geler in Gläser oder Büchsen gefüllt, die mit Pergamentpapier gut zugebunden werden.

Birnen lassen sich in dieser Weise nicht verwenden, aber es läßt sich ein gutes Mus daraus bereiten. Wenn die Birnen reif vom Wind und Sturm abgerissen werden, sind sie vom anhaftenden Schmutz zu reinigen. Stiel und Bügel werden entfernt, die Früchte geviertelt und mit der Schale in wenig Wasser weich gekocht. Nachdem sie etwas abgekühlt sind, werden sie durch ein nicht allzu enges Sieb getrieben. Zu einem Kilogramm des gewonnenen Markes werden 125 bis 250 g Zucker getan und dieses zusammen so lange gekocht, bis die bekannte Musbude entstanden ist. Soll das Mus bald verwendet werden, so ist weniger Kochzeit nötig, soll es aber auf die Dauer halten, so muß es länger kochen und fester eingedickt werden. Das fertig gekochte Mus wird dann möglichst heiß in feinerne Krüge und Gläser gefüllt, gut zugebunden und kühl aufbewahrt. Die angegebene Zuckermenge reicht gerade aus, um das Mus haltbar zu machen. Wer es süßer haben will, kann



Abbildung 3. Weibliche Reblaus.



Abbildung 1. Junge, ungeschlechtliche Reblaus.



Abbildung 4. Blatt mit Reblausgallen.



Abbildung 2. Weibliche Reblaus.



Abbildung 5. Weibliche Reblaus auf Wurzel.

ja beim Verbrauch nach Belieben Zucker zusetzen, vielleicht ist er bis dahin wieder billiger geworden.

Ein sehr empfehlenswertes Obstprodukt ist das Rheinische Kraut, welches am Niederrhein seine Heimstätte hat. Es wird dort in großen Mengen fabrikmäßig hergestellt, aber in jeder Küche für den eigenen Haushalt bereitet. Zu der besten Qualität werden allerdings nur Süßäpfel verwendet, erstens, weil diese beim Kochen nicht festhängen, und dann auch, weil keine Zusätze nötig sind, es ist reines Apfelkraut. Ein Gemisch aus sauren und süßen Äpfeln gibt ebenfalls ein gutes Kraut, wenn es aber gilt, das zu verwenden, was die eigenen Bäume bringen, dann sind andere Zutaten nötig. Als Ersatz für Süßäpfel werden Birnen, Zuckerrüben, auch Mohrrüben verwendet. Es genügt, wenn nur ein Drittel bis zur Hälfte Äpfel dabei sind. Es dürfen auch Falläpfel genommen werden, doch müssen sie beinahe reif sein. Es ist immer gut, zu den gemischten Falläpfeln ein Ersatzmittel, entweder Birnen, Zuckerrüben oder Mohrrüben, hinzuzufügen. Aus dem Fallobst werden nur die wärmigen Stellen entfernt; die Rüben werden nur gewaschen, nicht geschält. Alles dies wird zunächst in einem kupfernen Kessel oder einem großen irdenen Gefäß mit ganz wenig Wasser gargekocht. Da die Äpfel gern anlegen, werden auf den Boden des Kochgeschirres die Birnen oder die Rüben gelegt. Nachdem alles weich gekocht ist und die Äpfel zerfallen sind, wird das Ganze abgekühlt und dann ausgepresst. Im Großbetriebe geschieht dies mit der großen Kelter, für den Haushalt wird man sich der kleineren Obstpresse bedienen, oder man drückt den Saft durch einen Sod oder ein Leinentuch aus. Auch wenn eine Presse benutzt wird, ist das Einfüllen in Säde nötig. Es kann scharf gepresst werden, es schadet nichts, wenn etwas Schleim in den Saft kommt.

Es lohnt sich immer, gleich mehrere Kessel Obst zu kochen, damit möglichst viel Saft zusammen kommt. Dieser Saft wird nun wieder in den Kessel gefüllt und bei etwas scharfem Feuer eingedickt, wozu etwa drei Stunden nötig sind. Während der letzten Stunde ist ein stetiges Rühren nötig, um das Anbrennen zu verhindern. Das Kraut ist hinreichend dick, wenn der Saft von der Rührkrücke in lang gezogenen Tropfen abzieht. Zuckerzusatz ist nicht unbedingt nötig, kann aber je nach Geschmack zugefügt werden. Ein Abschäumen ist beim Kochen nicht nötig. Droht der Saft beim Kochen überzulaufen, dann wird eine kleine Menge Öltern hineingetan, der in jeder Apotheke zu haben ist. Aufbewahrt wird das Kraut in feinen Krügen, bei großen Mengen auch in Holzfässern. Sollte das Kraut später Schimmel ziehen oder zur Gärung neigen, so ist ein wiederholtes Aufkochen nötig.

Ähnlich ist die Herstellung der Obstlatwerge, welche am Mittelrhein und in Süddeutschland sehr beliebt ist. Am meisten wird die Zwetschenlatwerge mit Birnen bevorzugt. Sie kann in jedem Haushalt in den großen kupfernen Waschkesseln in großen Vorräten zubereitet werden, zumal in guten Obstjahren; sie hält sich mehrere Jahre. Man nimmt Birnen und Zwetschen etwa halb und halb. Die Hälfte der Birnen wird entweder auf der Obstmühle gemahlen und dann, um den Saft zu gewinnen, auf der Kelter abgepresst. Besser wird die Latwerge, wenn die Birnen zuvor gekocht werden, wie bei der Krautbereitung. Der Saft kommt dann wieder in den Kessel und wird zum Kochen gebracht. Der andere Teil der Birnen wird geschält, das Kernhaus entfernt und nach und nach, wie sie geschält wurden, in den kochenden Saft getan. Zuletzt kommen die Zwetschen, welche nur entsteint werden, hinein. Nun wird so lange gekocht und gerührt, bis alles zu Brei gekocht ist und die ganze Masse Nussbide erlangt hat; es dauert das manchmal bis in die Nacht hinein. Aufbewahrt wird die Latwerge wie das Obstkraut in irdenen oder feineren Gefäßen. Auch zur Latwerge werden Zuckerrüben oder Mohrrüben als Ersatz für eine fehlende Obstart verwendet. Von den Zuckerrüben ist immer nur der Saft zu verwenden, die Mohrrüben können wie die Zwetschen und die geschälten Birnen im Saft verköcht werden. Die gewöhnliche Hauszwetsche gibt die beste Latwerge, von Birnen eignen sich die etwas herben Sorten am ehesten dazu. Sind nur gemischte Birnen vorhanden, wie es beim Fallobst nicht anders sein kann, so ist es gut, ein wenig Saft von der gemeinen Schlehe, etwas Holunderbeeren oder einige Quitten mitzukochen.

Kleinere Mitteilungen.

An den Vorderhufen müssen die Eisen der Pferde dem Huf genau angepaßt sein. Zu kurze, besonders Stollenisen, können das Bein bei der Arbeit nicht genügend unterstützen, namentlich bei einer spitzwinkligen Stellung des Hufes. Der Druck und das Durchtreten des Pferdes ist bei zu kurzen Eisen an den Trachten, Ballen und Gelenken dann weit größer als bei normal sitzenden Eisen. Die Beugesehne erleidet eine größere Ausdehnung, die Gelenkflächen reiben sich und entzünden sich daher leicht. Zu lange Eisen sind natürlich auch nachteilig. Bei ihnen greift das Pferd mit den Hinterbeinen oft hinein, der Gang wird schwerfällig und unbeholfen, und das Tier stolpert oder stößt sich die Eisen ab. Außerdem werden zu langen Eisen mehr oder stärkere Nägel gebraucht, was ebenfalls ein Nachteil für den Huf ist. Man sieht hieraus, daß man dem Beschlagen des Pferdes nie genug Sorgfalt zuwenden kann. R.

Kartoffelkraut als Futtermittel. In der Kriegszeit, in der Futtermittel vom Auslande nur in sehr geringen Mengen nach Deutschland hineinkommen, und in Anbetracht der in den meisten Teilen unseres Vaterlandes geringen Feuernte ist es notwendig, möglichst alles als Futtermittel zu gewinnen, was als solches genutzt werden kann. Bisher ist noch wenig an die Verwertung des Kartoffelkrautes als Futtermittel gedacht worden. Nach den eingehenden Versuchen des Instituts für Gärungsgewerbe zu Berlin und auch Verschiedenen aus der Praxis bekannt gewordenen Erfahrungen ist das Kartoffelkraut ein wertvolles Futtermittel. Getrocknet hat es ungefähr den gleichen Futterwert wie Wiesenhheu. Es besitzt jedoch noch einen etwas höheren Gehalt an verdaulichem Rohprotein. Da die Heuwerbung des Kartoffelkrautes nicht überall möglich sein wird, empfiehlt sich auch die Einfäuerung des Krautes, die vor der Werbung des Krautes als Heu den Vorzug hat, daß sie an Ort und Stelle erfolgen kann. Die Aberntung des grünen Krautes darf frühestens acht Tage vor der Knollenernte erfolgen, weil ein vorzeitiges Abschneiden der grünen Pflanzenteile die Erträge an Knollen beeinträchtigen kann. In welcher Weise am zweckmäßigsten die Gewinnung des Kartoffelkrautes als Futtermittel erfolgt, lehrt ein Heben von der Gesellschaft zur Förderung des Baues und der wirtschaftlich zweckmäßigen Verwendung der Kartoffeln herausgegebenes Flugblatt Nr. 14, das gegen Einsendung einer Zehnspfennigmarke von der Geschäftsstelle der Gesellschaft, Berlin W 9, Eichhornstr. 6, II, postfrei abgegeben wird.

Milchzähne der Ferkel. Wenn die Ferkel mit langen und spitzen Milchzähnen geboren werden, so verletzen sie mit diesen die Zitzen der Mutter, was zur Folge hat, daß das Mutterschwein die Ferkel nicht saugen läßt. Man kneift daher die spitzen Zähne mit einer Zange ab, was den Tieren durchaus nicht schadet. Es kommt auch vor, daß vier bis sechs Wochen alte Ferkel sich mit den spitzen Zähnen das Zehrfleisch am entgegenstehenden Kiefer verletzen und dann nicht mehr fressen wollen und demzufolge abmagern. Auch in diesem Falle wird durch das Abkneifen der Zähne mit einer scharfen Zange der Abstand beseitigt. Spitze Zähne sollen auch oft der Grund sein, daß die Sau vor Schmerz die Ferkel auffrisst.

Schnecken können an Enten gut gefüttert werden. Andererseits ist der Schädlichkeit wegen deren Einsammeln dringend ratsam. Wie sich dies bequem bewerkstelligen läßt, fand ich durch Zufall heraus. Nach dem Pflanzen hatte ich Bretter, worauf getreten worden war, die Nacht hindurch liegen lassen. Am Morgen fand ich eine größere Menge Schnecken herunter. Seither lege ich zum Anlocken der Schnecken absichtlich Bretter in den Garten hin, um morgens die Schnecken aufzusammeln, eventuell die Enten gleich hinzuführen. Letztere leisten beim Graben auch guten Dienst durch Wegschnappen von Gartengerätschaften.

Die Mauser des Geflügels. Wenn der Herbst herannäht, so beginnt für das Geflügel die Zeit der Mauser oder des Federwechsels, in welcher das Geflügel zunächst nachläßt und schließlich ganz ausfällt. Gewöhnlich fallen erst einzelne Federn aus, nach und nach alle, während gleichzeitig das neue, farbenfrische Gefieder sich bildet. Das ist der günstigste Verlauf der Mauser; häufiger aber kommt es auch vor, daß ganz plötzlich, bisweilen in einer

einigen Nacht, fast alle Federn abgefallen und die Vögel längere Zeit unbefähigt laufen. Tritt dann zugleich kaltes Wetter ein, so ist es schlimm für die Vögel, denn es fehlt ihnen der natürliche Körperwärmehülle. Sie drängen sich fröhlich in die Sonne, ziehen sich leicht Erkältungskrankheiten bedürfen in dieser Zeit besonders Pflege, in erster Linie eines nicht zu freien, aber doch luftigen Nachtschlafes bei Tage eines windfreien und warmen Aufenthaltsortes, wo sie gegen die Witterung Schutz finden. Außerdem ist eine Fütterung, trotzdem sie nicht legen, sehr wichtig und insbesondere solche Nahrungsmittel, welche die schnelle Bildung des neuen Gefieders bewirken, wie Fleisch- und Fischfleisch, kleine Knochen und andere tierische Nahrungsmittel, natürlich auch Getreide, unter denen die fettreichen vor allem so Sonnenblumenkamen, Leinsamen, Hanf, etc., fort.

Fische Bestandteile enthalten und kann dieselbe als Blumendünger (Fragebeantwortung.) Nach W. B. analysiert von Landwirtschaftlichen Versuchsstationen folgende Bestandteile: saure 7,7, Phosphorsäure 7,1, Kalium Chlor 8,8, Natrium 54,1, Natrium 7,3, Magnesia 20,7; zusammen: 137,5. Verwendung als Blumendünger ist möglich und auch für Kakteen sehr geeignet, empfehlenswert wegen des hohen Tabaksgehalts an Kalium, Natrium, Kalium. Für die Verwendung ist allerdings das die Asche ganz rein und frei von Düngebestandteilen (Zigarettenresten) zu sein. Dünge kann man entweder trockener oder wässriger Lösung geben. Im ersten Fall es sich, die Asche auf die Erde der Kakteen, Schalen usw. so zu streuen, daß sie selbst nicht an ihren Stammorganen die Asche muß von der Pflanze im Boden nur die Wurzeln von der Erde oder Regenwasser gebildet werden, getroffen werden. Wegen des hohen Kaliums ist eine Beschädigung der Blattoorgane bei unmittelbarer Berührung zu fürchten. Man streue daher auch Asche auf einmal auf die Erde, höchstens alle acht bis vierzehn Tage. Empfehlenswerter ist es, sich eine wässrige Lösung herzustellen und diese auf die Pflanze zu gießen. Es läßt sich auf diese Weise die Asche viel einfacher kontrollieren und die Gefahr einer Beschädigung durch zu viel geringer ist. Man stelle sich eine Tausendtel-Lösung her, d. h. 1 g Asche in 1 l Wasser, und gieße damit täglich. Dünge ist vor allem für Kakteen, Pflanzen empfehlenswert, die in Gießwasser. Man wiege sich eine entsprechende Menge Asche ab und fülle diese Menge in ein Gefäß, täglich als Maß zum Entnehmen zu verwenden kann. Die Menge richtet sich nach der Größe der Gießkanne oder des Ausgießers für die Flüssigkeit. Hält die Kanne eine halbe Liter, so wiegt man 5 g Asche in ein Gefäß (z. B. kleines Glas) und gieße die Asche genau oder bis zu einer leicht feuchten Stelle fällt, und schütte sie in das Gefäß. Man gieße nach einigem Umrühren man ein solches Maßgefäß wässrige Lösung nicht jedesmal die Aschenmenge. Dieses Verfahren, mit einer Tausendtel-Lösung zu gießen, empfiehlt sich für Kakteen, Pflanzen, z. B. Cobaea scandens, Wein und anderen Rankern und auch in Balkonkästen, kann man die Asche konzentrierter wählen, gelbe jedoch 1 l Wasser nicht hinaus. Für Kakteen andere Sukkulente, die nicht zu gießen dürfen, aber einen nährstoffreichen Boden lieben, stelle man sich eine Lösung von 5 g auf 1 l Wasser her und gieße diese Tage einmal. In der Zwischenzeit auch mit reinem Wasser. Bei stärkerem Gießen darf niemals die Erde im Topf ganz trocken werden, da sich sonst die Wurzeln sofort einstellen. Hohe Nährstoffgehalte

rn abge... angte größere Feuchtigkeit bei nicht
it unbes... Pflanzen. Die geeignete Zeit für
kaltes ober... Düngung ist das Frühjahr und der
für die... Man beginne etwa Anfang Mai und
natürliche... August bis Anfang September damit
erend im... Pflanzen, die in völliger Vegetationsruhe
skanttheit... überdauern, z. B. bei Balkonpflanzen.
besonders... zu lange, z. B. bis in den Oktober
s nicht zu... bleiben die Pflanzen, z. B. wilder Wein,
nachtstalle... zu lange im Trieb, bilden fortgesetzt
nd womö... und Zweige und erziehen dann im
en die... weil das Holz keine Zeit hat, richtig
Außerbe... Nicht stehende Kisten können auch
t legen, ... schwach gedüngt werden, aber höchstens
die Stoff... und alle drei bis vier Wochen.
des neu... Kisten brauchen eine Vegetationsruhe
und Ziti... wenn sie nachher schon und reichlich
e tierische... Dr. G. U.

ch auch... **Die Selleriesuppe.** Manche Hausfrauen
vor allen... Wasser, in dem sie die Sellerieknochen
einmachen... die sie zur Herstellung des Salats
enthält z... fort, da sie es für wertlos halten.
Blumend... jedoch keineswegs, da es einen sehr
ndet wer... schmack hat und viele Nährsalze
ch W... schmal lassen sich schmackhafte Suppen
tlichen... stellen, ebenso macht es Fleischsoßen
standte... Schleifische Selleriesuppe wird
7,1, R... man zwei dicke Sellerieknochen,
atron 7... lange Porree und Petersilienwurzel
n: 137,5... Salz in 2 Liter Wasser weich kocht.
dünger... werden 2 Löffel Mehl mit Butter
teen zula... mit der Brühe abgelöscht, indem
en des... gewürzelt ohne Sellerie und außerdem
on Rall... penwürze hinzugefügt.

allerding... **Rebhühnerschale.** Fünf wie üblich
und frei... und mit Speckschinken ungewidelte junge
ten usm... brät man eine halbe Stunde in Butter
weber tr... gar, um sie dann beiseite zu stellen.
en ersten... von zwei alten Rebhühnern alles
Erde der... gibt die sieben Mägen, Herzen und
treuen, d... so viel Reh- oder Hirschleber, daß
morgange... 500 g Fleisch hat, hingu, dreht
Blanze h... durch die Fleischmaschine und ver-
der damit... 150 g zu Sahne gerührter Butter,
en wähle... 20 g feingehackten Sardellen, 100 g
es hohen... Zwieback und etwas Salz und Muskat.
ung der... gut man eine Auflaufform mit Butter
arer Ber... Boden und Wände fingerdick mit
her auch... und legt nun die hübsch zerlegten
Löffel... Rebhühner darauf, streicht den Rest
eben be... und schließt die Schüssel mit
hierge... zugebunden: ein Eigelb, ein großes Stück
eine we... so viel Weizenmehl, wie man hiermit
en und d... arbeitet man zu einem Teige,
se die ge... runden Deckel davon, der auf die
und be... macht zwei Schnitte hinein, legt
ng durc... Pastete, drückt die Teigkanten gegen
le sich... ander, bestreicht mit Eigelb und bädt
h. 1 g... 1/4 Stunde. Vor dem Auftragen
glich. Am... ein Loch in den Deckel und füllt
für... worin die fünf Rebhühner gebraten
die... G. W.

se Böhm... **von Pilzen.** Unsere essbaren Pilze
die eine... allgemeinen noch viel zu wenig
Menge... obwohl sie ebenso wohl schmeckend wie
ein Ge... Wer Gelegenheit hat, dieselben zu
nehmen... namentlich in diesem Jahre, in
e richti... Lebensmittel knapp und teuer sind,
Aufbe... unterlassen. Ein sehr schmackhaftes
e Kanne... bereitet man, indem man die Pilze,
man 5 g... gewaschen und abgeputzt worden sind,
kleines... abschot, größere, wie Steinpilze, in
mer leich... bet, während man Pfifferlinge und
in das... ganz lassen oder nach Ermessen eben-
m... kann. Dann wird kleingeschnittener
s wähle... raten und in dem Fett, in dem man
enmenge... lassen kann, wenn man diese
ner Ta... Mehl geschwitzt, alles mit der Brühe
Pflanz... üngung von Petersilie und etwas ge-
hr kräft... er abgelöscht; endlich werden die Pilze
scand... ze Zeit gedämpft und geben so ein
am... schme, das sowohl für sich allein wie
an die... Fleisch, namentlich Kotelett oder
jedoch... reichlich schmeckt. Ba.

... **Reisbeere.** Es dürfte nicht allgemein
nicht... daß die Preiselbeere eine der aller-
nährst... narten ist. Sie wird z. B. von
Lösung... ten als besonders gesund für Kinder
d giebt... allungsjahren hoch geschätzt, und es
wischen... auch die sparsamste Hausfrau nicht
ter geb... guten Vorrat von dieser gesunden
en. Da... Da die einfachste Art des
ch sonst... zugleich die erfrischendste ist, so wird
erstoff... verlesenen Beeren ohne weiteres

in einen neuen Steintopf zu tun, gut durchlöchen
zu lassen und einfach in demselben Topfe oder in
einem anderen neuen Topfe, mit Pergamentpapier
verbunden, aufzubewahren. Die Beeren sind beim
Gebrauch nach Wunsch zu süßen, wobei man stets
auch etwas frisches Wasser, auch Wein oder Frucht-
wein, angießt. Zur besseren Haltbarkeit kann oben
über die Beeren eine Schicht feinen Zuckers gestreut
werden. Der Saft der Preiselbeeren ist sehr er-
frischend in Fieberkrankheiten. Er kann von den
in geschilberter Weise eingekochten Beeren durch
Angießen von etwas Zuckersirup in Menge ge-
wonnen werden, doch bleibt es jedem unbenommen,
den Saft auch durch völliges Auskochen der Preisel-
beeren und sofortiges Einfüllen mit Zucker zu
gewinnen. Sehr gut schmeckt ein Likör von Preisel-
beeren, den man gewinnt, indem man recht reife
Beeren in eine Flasche mit gutem Brannt-
wein tut und die Flasche so lange in die Sonne
stellt, bis die im Branntwein destillierenden Beeren
nicht mehr rot aussehen. Dann gießt man zu einem
Liter von dieser Flüssigkeit bis zu 500 Gramm
geläuterten Zucker und hebt den Likör zum Ge-
brauche auf. Er ist ungemein wohlschmeckend und
um so besser, je länger er liegt.

Birnenauflauf. Kleine, runde Erntebirnen
oder eine andere Frühbirnenorte schält man und
sticht oder bohrt sie so aus, daß sie am unteren Ende
geschlossen sind, dann füllt man die Birnen mit
eingemachten Johannis- oder Preiselbeeren. Nun
streicht man eine tiefe Auflaufform mit Butter
aus, stellt die Birnen nebeneinander hinein und
schüttet folgenden Teig darüber: 125 g Butter
und 1/10 Liter Milch bringt man zum Kochen,
gibt 125 g Weizenmehl hinein und rührt, bis
der Teig vom Topfe losläßt. Nachdem der Teig
etwas abgekühlt ist, gibt man 125 g Zucker sowie
die geriebene Schale einer halben Zitrone hinzu
und zieht den stetiggeschlagenen Schnee der sechs Eier
darunter. Der Auflauf muß etwa eine Stunde im
gut geheizten Bratofen baden. G. W.

Vogelbeer- (Ebereschen-) Likör oder russischer
Vogelbeer-Naliska. Diesen in Rußland ungemein
beliebten Likör, der in jedem Haushalt auf dem
Lande angefertigt wird, stellt man auf ziemlich
einfache Weise dar, indem man die reifen Beeren
sammelt, gut ausleert, in Glasflaschen tut und
mit feinem doppelt rektifizierten Branntwein
übergießt. Man stellt die gut verkorkten Flaschen
zwei bis drei Monate in ein warmes Zimmer,
bis die Beeren völlig entfarbt sind, seht den
Branntwein durch einen Flanellbeutel, läutert auf
jedes Liter desselben 1/2 kg Zucker, zermischt den
Zucker-Sirup gut mit dem Branntwein, filtriert
den Likör nochmal, tut das nötige Quantum
destillierten Wassers hinzu, füllt ihn auf Flaschen
und läßt ihn einige Zeit lagern. B.

Neue Bücher.

Der Leibeigene. Eine Erzählung aus der Zeit
der russischen Bauernaufstände von Oberländer
(Rehfs-Oberländer). Verlag von J. Neumann
in Neudamm. Preis gebunden 3 M., gebunden 4 M.
Wer kennt nicht Oberländer und seine Werke?
„Im Lande des braunen Bären“, „Durch norwe-
gische Jagdgründe“, „Eine Jagdfahrt nach Ost-
afrika“, „Quer durch deutsche Jagdgründe“, „Das
Jägerhaus am Rhein“, „Der Lehrprinz“ und als
bekanntestes „Die Dressur und Führung des Ge-
brauchshundes“, wir finden sie im Bücherhantel
jedes Jägers, Landmanns und Fischers. Dazu ist
„Der Leibeigene“ getreten. Lebhaft schildert das
Buch den russischen Muschik, den leibeigenen
Bauern. — Der Magnat treibt mit unerbittlicher
Strenge den Obrod, d. h. die Abgabe, von ihm ein,
obwohl der Bauer selbst dem Verhungern nahe.
Wer nicht zahlt, wird entweder nach Sibirien oder
zum Militär abgeschoben. Soldat sein war früher
in Rußland gleichbedeutend mit einem Abschluß
des Lebens. Da naht ein Retter, auch zwar ein
Leibeigener, aber mit westlicher Kultur. Er fordert
Freiheit für die Bauern. Für seine Idee läßt er
sein Leben.

Gerade für unsere Kämpfer, vorzüglich in
Rußland, eignet sich das Buch — welches übrigens
eine kleine, gefällige Form hat — als Lektüre,
auch für jeden, der in Rußland verwundet wurde
und zu lesen vermag.

Die mit Wahrheit geschilderten Zustände
werden gerade in ihm — dem Leser — lebhaften
Widerhall finden, weil er Augenzeuge der russischen
Verhältnisse war. Wie eine Posaune des Welt-
gerichts muß es durch die ganze Welt klingen —

so behandelte das mächtige Zarenreich, das die
Stirn hat, sich als Kulturstaat aufzuspielen, seine
Bauern. Ich habe mein Rezensions-Exemplar
sogleich, nachdem ich es gelesen, in das Feld geschickt,
dort wandert es von Hand zu Hand. Die Antwort,
welche mir aus dem Felde wurde, lautet: „wahr-
haftig, so siehts in Rußland aus.“ Seyting.

Frage und Antwort.

Ein Ratgeber für Jedermann.

(Da der Druck der hohen Auflage unseres Blattes sehr lange
Zeit erfordert, so hat die Fragebeantwortung für den Leser nur
Zweck, wenn sie brieflich erfolgt. Es werden daher auch nur
Frage beantwortet, denen 20 Pf. in Briefmarken bei-
gefügt sind. Dafür findet dann aber auch jede Frage direkte
Erledigung. Die allgemein interessierenden Fragestellungen werden
außerdem hier abgedruckt. Anonyme Zuschriften werden grund-
sätzlich nicht beachtet.)

Frage Nr. 221. Wir wird geraten, Obstbäumen
einen Düngung mit Thomasmehl zu geben. Dieses
löst sich im Wasser nicht auf; wie verfähre ich? Ist
diese Düngung dann ausreichend? Fr. P. in R.

Antwort: Thomasmehl ist natürlich nicht
wasserlöslich, wenigstens nicht in gewöhnlichem
Wasser, da sich Kalk darin befindet. Die wirksame
Phosphorsäure ist ebenfalls nicht wasserlöslich,
sondern zitronensäurelöslich. Wenn Sie daher
Thomasmehl zu Obstbäumen geben, wird es
zweckmäßig sein, dies um den Baumstamm herum
zu streuen und einzuhaden. Selbstverständlich ist
eine Düngung mit Thomasmehl durchaus nicht
ausreichend, es fehlt eine Stickstoff- und Kali-
düngung. Kali, sei es Rainit oder 40prozentiges
Kalifalz, ist in Wasser löslich, so daß Sie es auflösen
und damit gießen können; sonst können Sie es
auch mit dem Thomasmehl mischen und einhaden.
Anderes ist es mit dem Stickstoffdünger. Chilis-
salpeter ist bekanntlich jetzt nicht zu haben, und
schwefelsaures Ammoniak darf nicht mit kalk-
haltigen Düngemitteln, also mit Thomasmehl,
unmittelbar zusammengebracht werden. Tun Sie
es, so sind Stickstoffverluste zu befürchten. Am-
moniak dürfen Sie nur mit Superphosphat, dessen
Phosphorsäure übrigens wasserlöslich ist, mischen.
Da Sie aber Thomasmehl geben wollen, ist es
am zweckmäßigsten, wenn Sie, wie oben an-
gegeben, das Thomasmehl austreuen und gut ein-
haden und einige Tage, vielleicht acht Tage später,
schwefelsaures Ammoniak in Wasser auflösen und
damit gießen. Wir würden übrigens auch nicht
raten, aus dem gleichen Grunde, wie angegeben,
Thomasmehl mit Sauche zu mischen. Dr. S.

Frage Nr. 222. An meiner ganzen To-
matenanlage kränkeln sich die unteren Blätter
und bekommen gelbe Flecken, die später braun
werden. Am Tage sind die Pflanzen wohl,
nachts erholen sie sich wieder, doch scheinen sie
einzugehen. An Feuchtigkeit mangelt es nicht.
Was ist die Ursache dieser Krankheit und wie ist
sie zu beseitigen? Können an denselben Orte
wieder Tomaten gepflanzt werden? Es ist gute,
sonnige Lage. G. R. in T.

Antwort: Kleine, besonders aber ausge-
wachsene Tomatenpflanzen werden leicht krank,
wenn die Pflanzen auf sehr stark mit Stickstoff
gedüngtem Boden stehen. Galt man den Boden
dann durch Gießen und Spritzen noch reichlich
feucht, so tritt das Uebel um so schlimmer auf.
Düngen Sie den Boden also weniger, entziehen
Sie den Pflanzen die Feuchtigkeit, dann werden
die Tomatenpflanzen und Früchte sicher nicht
krank werden. Es wäre zu empfehlen, an der-
selben Stelle im nächsten Jahre keine Tomaten
zu pflanzen. Gr.

Frage Nr. 223. An meinem Kohlrabi
haben sich an den Wurzeln Knollen gebildet, so
daß er nicht mehr wächst; woran liegt das, und
was ist dagegen zu tun? M. in Fr.

Antwort: Die eingesandte Kohlrabipflanze
ist von der Kohlhernie befallen. Es empfiehlt sich,
alle mit diesen knolligen Ansätzen behafteten
Pflanzen auszugiehen und zu verbrennen.
Außerdem ist das Land nach dem Uebernten stark
mit Kalk und Rainit zu düngen und im Frucht-
anbau zu wechseln. Gr.

Frage Nr. 224. In einem Hundezwinger
ist alles mit Nesseln bewachsen. Wie kann man
diese Nesseln dauernd beseitigen? D. in Ch.

Antwort: Zunächst müssen Sie die Ansätze
des Zwingers entfernen und den Boden tief
umgraben. Das Unkraut vertilgen Sie am ein-
fachsten mit verdünnter Salz- oder Schwefelsäure.
Am billigsten ist das Streuen von Viehsalz.
Sämtliche Unkräuter und Gräser sterben bald
darauf ab. Gr.



Französische Auto-Mitrailleuse unterstützt einen Angriff der Infanterie.

die Sobieska, und die Straße links
die Sümpfe. Wir werden uns also
halten."

Sie ritten weiter. Das Kreuzifir kam.
Soldaten nahmen die Helme ab.
Sie schlugen das Kreuz. Neun gläubige
Paare hingen an dem Wille des
Herrn.

Reiter ging.

Es war die Kreuzung.

Der Spitzenreiter riß plötzlich sein
Zurück. Es war Hertling.
Er riß den Arm hoch.

"Halt!" kommandierte der Offizier.
Die Pferde wurden zurückge-
führt. Im selben Augenblick gab es rasch
einander einen hellen Knall.

Hertling fiel im Sattel, als wollte er
helfen — da brach sein Gaul in die
Luft und stürzte aus dem Sattel.

Sporen in den Weichen des Gauls,
der Offizier heran.

Hertling, 1. —

Da mehr kam es nicht. In der Def-
filade des Walddickichts lagen etwa ein
hundert Kosaken.

Sie gaben Schnellfeuer.

Hertling war schon tot. Der Graf riß
seinen Gaul herum; dem lief dickes Blut
den Hals, hinten und vorne schlug
erschreckte Tier aus, und da, ein
mal sich wälzender Rosse und Reiter.

Der zweite Oberleutnant setzte eben die
Fuße ein.

"Mache Meldung!" schrie er und
dabon wie das Ungewitter. Die
Patrouille lag in ihrem Blute. Und
lautem Gebrüll stürzten die Kosaken
ihrem Versteck, den zurückgebliebenen
Leutnant als leichte Beute gefangen
nahmen.

Der sah noch auf seine Leute. Wie
Sterbende unter wälzenden Rossen
sah, wie Verwundete sich mühsam
hoben und hilflos zu ihm auf-

Den nächsten Gegner schoß er mit dem
Revolver aus dem Sattel, den zweiten warf
sein Pallasch herunter — da hatten sie ihm
die Flucht abgeschnitten.

Himmel und Hölle, er sollte sich in die
Hände der Kerls geben?

Den Gaul herumgerissen — da war
das Kreuzifir — Heiland, nun hilf —
die Sporen eingeseht — halt aus, Brauner.

Eine Salbe, ein stechender Schmerz im
linken Arm — tut nichts weiter, wohin
führt der Weg?

Egal.

Weiter, weiter!

Sinterher die wilde Jagd, die Aeste
krachten, Zweige knackten, Schüsse knallten,
durch, immer durch das wildeste Dickicht.

Der Gaul gab her, was er an Kräften
hatte. Nach fünf Minuten brach er zu-
sammen, roten Schaum vor dem Gebiß.

Der Reiter kugelte ins Gebüsch. Die
Verfolger hatten die Spuren verloren.

Da lagen sie: Rosse und Reiter. In
der Ferne hörten sie schießen.

Rundum war Ruhe. Die königliche
Stille der Nacht, die majestätisch durch
die Tannen zog.

Am Himmel funkelten Sterne.



Vom Kampf um die Loretohöhe:
Französische Patrouille hinter einem zerschossenen Hause.

Der Graf fühlte an seinen Arm. Nichts gebrochen. Der Schmerz kam von einer Fleischwunde. Das Verbandszeug aus dem Sattel genommen, verbunden, die Blutung ließ nach.

Der Gaul sah ihm mit brechenden Augen zu. Mit welchen Augen! Aller Jammer der unschuldig leidenden Kreatur lag in dem großen Blick.

Er konnte es nicht ansehen. Armer Kamerad.

Den Revolver hinter das Ohr — ein schwacher Knall, und der Gaul streckte sich. Nur das rechte Hinterbein schaukelte noch eine Weile hin und her.

Die Augen waren erloschen.

Der Offizier steckte den Revolver in die Tasche. Den Säbel in der Faust, arbeitete er sich durch das Gebüsch.

Eine Viertelstunde lang. Sein eigener Schritt ließ ihn aufhören. Jede Sekunde konnte er Feuer bekommen.

Wo war er?

Dort drüben wurde es heller. Eine Lichtung.

Darauf los — die Zweige auseinander, und da —

Ein bleiches Schloß. Ein flackerndes Auge, rot und düster, sah aus dem rechten Eckturm. Da war noch jemand wach.

Raus aus dem Dickicht. Herr im Himmel, in deine Hand lege ich jetzt mein Leben!

Es blieb still. Rötete sich nicht dort im Westen der Himmel? Ergoß sich nicht aus einer Untiefe schwerer Wolken eine pfirsichfarbene Helligkeit über den Horizont?

Noch nicht. Noch wich die Nacht nicht dem nahenden Morgen. Noch lag das Schloß in Ruhe und Frieden.

Schon hatte er die Hinterpfote erreicht. Hierher war er so oft gekommen, wenn das Automobil auf der Landstraße wartete, und war eingetreten.

Nun nahm ihn ein verwilderter Garten auf.

Da war der Stall. Eine Stute heraus — hinaus — rein in den Wald! Das Schloß versank im Morgendunst.

Und dann hörte er weit hinten die heulende Meute. Schiffe. Rosaten suchten seine Spur.

Es galt Tod oder Leben. Die Stute lief wie ein Wallfisch. Der Wald nahm ihn auf.

Vielleicht waren die Rosaten nicht mehr da. Der Weg zurück mußte gewagt werden. Los!

Er flog dahin. Kein Feind zeigte sich. Da — das Christusbild, vorbei. Drei Schiffe, die Helligkeit des Ortes schändend — durch!

Er findet die Leichen dreier Soldaten von der Telephonabteilung, den zerschnittenen Draht, und hochaufliegend geht die Stute über den von Säbelhieben zerfetzten Leib des toten Oberleutnants.

Auch er — auch er, denkt der Flüchtling, und dann:

„Halten!“

„Zwei stämmige Landwehrmänner.“

„Deutscher Patrouillenreiter!“

„Passiert!“

Und fünf Minuten später stand er vor seinem Rittmeister. In diesem Augenblick

donnerten die Kanonen, und die deutschen Maschinengewehre eröffneten ihren Höllelängsang gegen die feindlichen Schützengruppen.



Die suggestive Menschenhand.

Von Wilhelm Müller.

Es ist eine wunderbare Sache mit der Hand des Menschen. Jedes Kind lernt, daß es nicht zwei gleiche Blätter an einem Baume gibt; der Reichtum der Natur an neuen Formen und Linien ist ein so überschwenglicher, daß sie zu dem Alten immer wieder Neues und Neues fügen kann, ohne sich zu verausgaben.

Sieht man ein wenig genauer hin, so bemerkt man freilich, daß sie gar nicht anders kann: fortgesetzt ändern sich die Beziehungen der Gegenstände zu einander, Frost, Hitze, Wind und Regen wechseln nicht automatisch nach dem Uhrzeiger, sondern sind wieder den größeren kosmischen Strömungen untergeordnet, für die es vorläufig keine Regeldreie gibt. Und folgedessen erzeugt das fortgesetzt veränderte Verhältnis der Zusammenwirkung verschiedener Ursachen die verschiedensten Wirkungen. Da nun der Mensch mit seiner Logik von der Erkenntnis, d. h. von der Wahrnehmung von Wirkungen, abhängig ist, so imponiert ihm zunächst immer die Tat, die Tatsache.

Von der Tatsache aus vermag er dann weitere Schlüsse zu ziehen. Und die Tatsache, daß es nicht zwei genau gleiche Blätter gibt, veranlaßt ihn zu dem Schluß, daß die Natur zu der Vielgestaltigkeit nur gelangen kann durch peinlichste Entsprechung aller mitwirkenden Ursachen. Die Natur läßt jeden Faktor in dem Maße zu Worte kommen, als dieser sich Geltung verschafft. Sie verlangt für jeden Tag neuen Kraftaufwand.

Wie mit den Blättern am Baume, so ist es mit den Händen des Menschen: Am großen Menschheitsbaume sind sich nicht zwei dieser Blätter vollkommen gleich.

Eine ganze Landkarte von Linien zieht sich kreuz und quer darüber hin, und so verschieden diese sind, so verschieden ist die Form und sind die Größenmaße der einen Hand von der anderen. Wem ist es nicht passiert, daß eine alte Rigeunermutter nach seiner Hand gegriffen und ihm dies und das daraus vorgelesen hat. Wie oft hat man darüber gelächelt. Pah, das Schicksal aus den Linien der Hand lesen zu wollen.

Aber wie ist's nun mit dem Charakter? Sieht man denn nicht aus dem, was diese Hand schreibt, die Neigungen und Anlagen des Schreibenden so unzweifelhaft? Wenn nun also die Tintenschrift eine Spiegelung des Charakters ist, warum soll dieser nicht fähig sein, seine Zeichen in den ihm dienstbaren Körper des Menschen einzugraben?

Etwas anderes freilich ist es, ob wir diese Schrift lesen und richtig lesen können. Unterscheiden heißt noch nicht lesen können.

Zimmerhin ist die Unterscheidung Schritt auf dem Wege des Lesens. Und so unterscheiden jetzt unsere Häuser ihre Kunden nicht mehr nach nachahmungsfähigen Handschriften, an den Abdrücken ihrer Daumen ist ein Farblinien und dort Papier deinen Daumen auf beides und wir vor uns haben. Früher man eine Abmachung durch geschriebenes Wort, dann hieß es: was man nicht hat, gilt nicht, und jetzt ist die Sache: ein Druck, und der genügt!

Aber noch eine andere kommt der Hand zu.

Was ist denn das, was uns da wenn eine liebende Hand sich um ein sorgenvolles Haupt legt?

Nichts weiter als das tröstliche sein: es leidet ein Herz mit dir nichts davon weiß, soll nicht sprechen, aber ihr, die ihr wißt, Ströme eine Mutterhand ausstrahlt ihr tut dies nicht ab mit dem Phantasie.

Und warum legen wir die Stirn, wenn wir Kopfschmerzen? Geht es mir allein so, daß Schmerzen gleichsam mit den Händen rausziehe und wegwische?

Wenn der Mensch als die höchste Vollkommenheit organisch wirkend aufzufassen ist und alle Elemente vereinigt, die im Weltall in einzelner Gestalt auftreten, soll er da über magnetische Kräfte verfügen? Geistesmenschen weniger geistigen ausstrahlen können als schwerfällige Schiffe dirigieren wir jetzt durch magnetische Apparate vom Lausitzer See.

Soll der wunderbare Körper des Menschen nicht wenigstens gleiche Apparate halten?

Keine Behauptung; nur eine solche, die etwas nicht deshalb für Unsinn halten, weil ihr Großes nichts davon wußte.

Will man trotz des Bekenntnisses Religion die alte Kunde vom Einfluß der Handauslegung ablehnen? Produkte der Phantasie erklären ihre Anwendung verstanden? zichtet mit der Erklärung, daß wir gleichen nicht mehr nötig haben, Medizin so fortgeschritten sei, deutsch heißt das: die Trauben zu sauer. Denn daß unsere Medizinische Heilkräfte nicht nötig haben, mit wissenschaftlichen Mitteln blende löst, glaubt der Gebildeten wenigsten, sonst hätte die Science nicht einen so ungeheuren Aus diesen Kreisen.

Also mit der Verzichtserklärung nichts, und mehr denn je denken die Menschen eine rein materialistische und Behandlungsweise nicht. Wir sind zu materialistisch. Sie sagte erst dieser Tage ein Arzt, Sie zu einem meiner Freunde.

Viel Mittel, furchtbar viel, denn zwischen den Menschen und der Natur gedrängt. Oder er hat sie her in der Unkenntnis über die nächsten Dinge. Ein Händedruck und eine

paar au
die Gege
esser da
ihr ni
hände h
denen
Rot Ge
schenh
ihr! D
segnen
her:
Besied
kaut an
noch
schlosse
eines
ein S
die S

f
Bo
as R
imm
kaster
Schl
einer

als d
rau ein
an das
Kohlen
ten an
über dem
hühen
ammern
Ich

Weiner
en Kok
Sein
ließ di
aufend
und fiel
Muschel
hänge
weni
gen?"

Wenn
sehen
auf, di
leuchte
heiß
dunkle
glühender
schred
in Son

heller
der Ro
Teuf
ich
Basse
Wenke
Sie d
dienen
—
sich
her
lieb
Koh

terseid
es Les
t unse
mehr
bschrift
Daumen
Papier
und m
Früher
sch ge
man nie
ist ist d
nügt!
dere B
s uns d
sich o
östliche
mit di
nicht
wist,
ausstrah
dem G
r die G
schmerzen
daß
den Hän
die höc
wirkende
Elemente
a einzeln
er da m
en?
eistigen
rfalligst
jekt da
om Lan
r des
Appar

ar auf einem Kinderhaupt — o,
Gegenwart erst wieder den echten
er dafür gefunden haben wird!
er nicht Menschen gefunden, die
heute noch auf sich fühlen und
denen diese Kraft in der Stunde
not Genesung zutrug?
Händen, welche Segensfülle
! Darum erhebt euch und fanget
agnen. Segnet die leidende Welt
her: ihr sollt ewig ein Segen sein
schlechtern auf Erden!
ist an euren Beruf, und ist der
noch schwach, so stärkt ihn durch
schlossene Bewußtsein, das ihm die
ines stärkeren Magneten zuträgt:
ein Segen sein, ich will es sein.
die Sprache der Hand.

für uns!

Von L. Winfeld.

as Klappen der Brektholen, die
immer zu Fünfen in den Trag-
lasten wanderten, überlieferte das
Schluchzen, das irgendwo aus
einer Ecke des halbdunklen Kel-

als die harten, kleinen Hände der
rau ein wenig in der Arbeit ruhten,
an das leise Weinen deutlicher.
Kohlenfrau legte den fertig gepack-
ten an die Wand und schritt stam-
pender den schwarzen Boden, der unter
ihren Knirschte.
mühen Sie doch nicht so viel,
Ich bin viel schlimmer dran als

Weinende erhob sich von dem um-
armt Kolzmaß, auf dem sie gesessen
Sein rechter Arm! — mimmerte sie.
ließ die Hände vom Gesicht sinken,
auf ihre gesunde Rechte in die
und fiel dann wieder mit verzwei-
gelschluchzen auf ihren Sitz zurück.
men, sagte die kleine Kohlenfrau
hallender Stimme. Sie kriegen
wenigstens wieder. Was soll ich
agen?

Beinen verstummte.

sehen Sie! Die Frau nahm eine
auf, die gelb auf dem schwarzen
leuchtete. Vermißt! Wissen Sie,
heißt, Wenken? —
dunklen Augen in dem ruffigen
Gefühlten wie Kohlen. In Feindes-
er, oder — gefallen!

schredhaftes Schweigen trat ein.

Sonnenstrahl, der sich durch die
Kellertür Bahn brach, tanzten die
uten die Kohlenstäubchen wie lustige,
hin, das Teufelchen.

ich — das Geschäft nu alleinh
nicht Gasse —

Wenken fiel ihr unwirsch in die

Sie denken bloß an's Geschäft, an't
dienen. Wenn mein Karl nicht mehr
viele, hab' denn — Sie sprach nicht weiter,
nd seine ihr verweintes Gesicht kam ein
herbeigewonnener Ausdruck.

schredhaftes Lieb, wie Ihrer Sie auch hatte,
d ein kleine Kohlenfrau neidisch.

„Ja, so lieb! — Und nun hat er bloß
einen Arm!“

Das Schluchzen begann von neuem.

Die Kellertreppe herab kam eine blonde
Kleine. Auf der Stufe, die den Klingel-
apparat barg, machte sie Halt und ver-
gnügte sich damit, durch anhaltendes
Trampeln die Glocke recht lange in Be-
wegung zu setzen.

„Mutta!“ schrie sie in den Keller hinab.

„Die Wirtin hat mir det for dir jeleben!“

Sie schwenkte einen Brief in der Hand.

„Von wegen die Miete, Wenken, passen
Sie auf,“ sagte die Kohlenfrau.

Sie sah erstaunt zu, wie die Wenken
das Briefblatt nach dem Lesen gleichgültig
sinken ließ.

„Sie, das ist nicht ohne!“

„Drüben die Lehmann hat einen Zahlungs-
befehl gekriegt. Keiner kann ihr helfen.“

„Mag man mich rauschmeißen!“ schrie
die Wenken. „Mein Karl! — Sein rechter
Arm!“

Die Kohlenfrau zuckte die Achseln und
ging an ihre Arbeit. Ihr fehlte das Ver-
ständnis für die Wenken. Zammerte
immer um ihren Mann, wo das Elend
ihr selbst auf den Fersen saß!

Die blühende, blonde Frau Wenk faßte
die Hand ihrer Kleinen.

„Kommt Vater nu bald wieder?“

„Ja, mein Kind.“ — Die Tränen kol-
lerten schon wieder über die roten Waden
der Wenken.

„Na, denn weene doch nicht, Mutta!“

„Sein rechter Arm is doch wech,
Friedel!“

„Und nun kann er nich mehr so
machen?“ Die Kleine schlenkerte ihr braun-
gebranntes, rechtes Aermchen hin und her.

Dabei stieß sie an einen Mann, der mit
hängenden Gliedern am Vorgitter entlang-
schlich.

Die Wenken sah in das vergrämte Ge-
sicht des Graubärtigen und vergaß auf ein
mal ihren eigenen Kummer.

„Herr Fiedler, was is los?“

Der Mann schluckte ein paar Mal, ehe
er zu sprechen ansang. „Daß meine Frau
gestorben is, wissen Sie doch? Oder nee?“

„Was Sie sagen!“ schrie die Wenken
entsetzt.

„Blutsturz, immer einen nach dem
andern. Kein Arzt zu haben. Sie wissen:
es is Krieg. Als endlich ein freundlicher,
alter Herr, der eigentlich garnicht mehr am
Auder is, mit mir jing, war's zu spät!“

Er schwieg und ließ den Kopf tief auf
die Brust sinken.

Die Wenken suchte nach Worten des
Trostes. Was sollte man angesichts solchen
Kummer's sagen?

„Sie haben wenigstens Ihr jutes Aus-
kommen, Herr Fiedler,“ begann sie tastend.

Der Mann lachte laut. „Gehabt —
wollen Sie sagen! Es jibt Jüngere als
ich!“ Er fuhr sich an die Kehle, als müße
er ersticken.

„Dieser schredliche Krieg!“ Die Wenken
rang die Hände. „Meiner kommt ohne
rechten Arm wieder!“

„Seien Sie ohne Sorge, für die
Krüppel wird gesorgt. Ich hab' zwei ge-
sunde Arme und keine Arbeit. — Na über-
haupt —“ Er machte eine unendlich müde
Bewegung und ging mit schlürfenden
Schritten davon.

„Wofür haben wir denn einen Arbeits-

nachweis?“ meinte die Kohlenfrau, die mit
einer Traglast auf dem Rücken aus ihrem
Keller kam. „Der Fiedler ist bloß ein
Driideberger.“

Die Wenken dachte, daß die geizige
Kohlenhändlerin dem Manne gut Arbeit
geben könne. Dann war sie wieder im
Geist bei ihrem Karl.

Was hatte der Fiedler gesagt? Ohne
Sorge sein?

Die Frau reckte sich plötzlich hoch auf.

Ihre Muskeln strafften sich. Stolz's Kraft-
gefühl durchströmte sie.

„Nu bin ich sein rechter Arm.“ dachte
sie. „Aus ihren verweinten Augen brach
ein Leuchten, daß Friedel staunend vor ihr
stehen blieb und sie mit immer wachsender
Zärtlichkeit betrachtete.“

„Freust du dir, Mutta?“

„Ja, mein Kind, Vater kommt doch nu
wieder. Streicheln und umfassen kann er
uns auch mit'n linken Arm, nicht wahr,
Friedel?“

Die Kleine jauchzte. Sie umfaßte stür-
misch die Kniee der Mutter.

„Nicht, Mutta,“ sagte sie ernsthaft, „er
hat sich doch für uns da hinjestellt vor die
vielen Schießgewehre, damit uns die
Russen nichts tun können?“

Die Mutter streichelte das blonde Köpf-
chen. „Für uns!“ sagte sie aus tiefstem
Herzen.



Extrablätter.

Nehmet und staunt!

Namen bei Namen, schier endlose Zeile,
Daß leuchtend das Aug' und lange drauß weile:

Herliche Siege in Ost und West . . .
Daß trotz der Säge entstellter Gebärde

Der rechten Sache der Lohn auch werde.
Sieg jedes Wörtlein raunt — —

Nehmet und staunt!

Frühlocken des Sieges, du heiliges Glück,
Bäume die Jähren im trauernden Blick,

Die schmerzvoll fließen
Um alle die Unfern, die sterben nun müssen,

Die lachend im Maien des Lebens gestanden,
In rüstigem Schaffen friedlich fanden

Des Daseins Inhalt — in Freude und Leid
Liebend dem Weibe, dem Kinde geweiht —

Die Stunde rinnt,
Ein' neue Zeit beginnt:

Verjüngt erhebt die deutsche Art,
Vor Schlangengift bewahrt!

Treu' und Mut sich paart . . .
Helden, die ewigen Lorbeer wanden

Am Deutschlands Fahnen in fremden Landen:
Die Kunde jedes Wörtlein raunt — —

Nehmet und staunt!

Otto Ferdinand Eisfeldt.

=====

Sinnspruch.

Bewußtsein eigener Schuld ist oft die
reichhaltigste Quelle des Argwohns.

Ernst und Scherz

Fröhlicher Krieg. Ein Kompagnieführer schrieb folgende Feldpostkarte: „Schützen-graben, halb voll Wasser. Draußen regnet's, wie'st's. Man sticht, mordet, wirft Granaten unter Hurra und Donner. Wir sind naß wie junge Hunde, schmutzig wie Schweine, behaart wie Affen, singen 80 Meter vor dem Feinde und sind puppenlustig. Wir haufen in Erdhöhlen, die uns über dem Kopf zerfossen werden, kriechen wieder heraus wie Kaninchen, leben von Schweinen, Ochsen, Hühnern, Gulasch, Reis. Schneiden uns Haare treppenförmig, schreiben bei Kerzenstummeln und kochen darauf zu gleicher Zeit. Sind wieder Urmenschen und haufen so. Freuen uns auf Bajonettangriff, da Luftveränderung. Wir kämpfen mit Engländern, Belgiern, Franzosen, Juden und anderen mehr. Habe bereits lange das Eisene Kreuz und lebe für König und Vaterland.“

Wanderungen der Fledermäuse. Nicht nur die Vögel, sondern auch gewisse Fledermäuse unternehmen Jahreszeit-Wanderungen — was nur sehr wenig bekannt ist. — Hart Merriam hat vor einigen Jahren festgestellt, daß zwei Fledermaus-Arten der Vereinigten Staaten, die graue Fledermaus (*Atalapha cinerea*) und die Silberhaar-Fledermaus (*Lasiorycterus noctivagus*), ihren Winteraufenthalt regelmäßig in Süd-Carolina und Georgien, selbst auf den Bermudas-Inseln nehmen, während sie im Sommer nördlicher ziehen. Man sah sie dort im Mai antommen, sich bis nach Canada verbreiten und im Oktober wieder nach Süden ziehen. Bei ihnen und noch bei einer anderen Art (*Atalapha noveboracensis*) konnte Herr Gerrit S.

Miller neuerdings dieses sommerliche Erscheinen am Kap Cod (Massachusetts) und Verschwinden im Herbst feststellen. Der Zug währte dort vom 1. August bis 12. September und dann vom 25. August bis zum 13. September, während vorher und nachher dort kein einziges Exemplar gesehen wurde. Auch die oben erwähnte graue und Silberhaar-Fledermaus durch-

Verrierbild



Wo ist der Helfer?

Auflösung folgt in nächster Nummer

wanderten zu derselben Zeit das Gebiet von Massachusetts. Auch bei unseren deutschen Fledermäusen, wie der Speckmaus und nordischen Fledermaus, sowie der Leichfledermaus war seit längerer Zeit beobachtet worden, daß sie im Winter nach Süden ziehen. Andere aber harren bei uns aus und überwintern in Höhlen, Gebäuden usw.

Rätsel-Ecke

Wortspielrätsel.

Der Engel hat's, die Phantasie,
Das Bataillon, die Kompagnie.
Und leider hat's mein Nachbar auch,
Das säuselt nicht, wie Zephyrhaut.
Es dröhnt, wie wucht'ge Hämmer
Da wünscht' ich's mir, mich fortzuzieh'n.
Durch Türen, Fenster, die's besigen,
Umsonst! denn ich muß weiter schrei'n.
Die Nase, die es hat als Dedek,
Vernügerig in die Bücher steden.

Zweifelbige Rätsel.

Jede Zweite hat die Erste.
Das Ganze ist ein militärischer

Rätsel.

Zwei Knaben trugen eine Last.
Der Eine hielt fast immer Rast.
Der Andre mocht's nicht leiden.
Was waren wohl die Beiden?
Der Eine gleich dem Andern
Und gleicherweis ihm ungleich.
Wer will geschwind entscheiden
Was dieser war von Beiden?

(Auflösungen folgen in nächster Nummer)

Auflösungen aus voriger Nummer:
des Zweifelbigen Rätsels: Freier; des
Pasha, Pasha; des Zahlenrätsels: Ein
Lasse, Hal, Hals, Last, Wasser, Ein Feld
Kerker. — Stahlwerk; des Bilderrätsels:
Zeit macht stark.

Nachdruck aus dem Inhalt d. St. 1891.

Verantwortlicher Redakteur: A. Hering.
Druck: Hering & Jahnke, G. m. b. H.,

Die Tante aus
Essen hat alle
besonders her-
lich bedacht.